Schreiben
der deutschen Bischöfe
über den
priesterlichen Dienst

24. September 1992

Schreiben der deutschen Bischöfe über den priesterlichen Dienst

24. September 1992

**Herausgeber:
Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz
Kaiserstraße 163, 5300 Bonn 1**

Liebe Mitbrüder im priesterlichen Dienst!

Im Gespräch mit einzelnen Priestern oder auch im gemeinsamen Austausch auf Priesterversammlungen hören wir in den letzten Monaten nicht selten – aggressiv oder auch deprimiert gefärbte – Stimmen, die sagen: „Derzeit sind wir Priester die ‚Prügelknaben‘ für alles, was in der Kirche danebengeht, ungut läuft oder Probleme aufgibt!“ Und dann folgt eine Aufzählung von schier unlösbaren Schwierigkeiten, von anscheinend ausgeweglenen Sackgassen und von übermächtigen Herausforderungen. Selbst wenn wir bei solchen Klagen eine Verstärkung durch momentane Niedergeschlagenheit in Rechnung stellen, so bleibt doch noch eine Anzahl von Problemen, denen wir miteinander ins Auge sehen und für die wir nach Lösungsmöglichkeiten suchen müssen.

Wenn wir die Schwierigkeiten zur Sprache bringen, die wir als Bischöfe und Priester erleben, dann drängen sich uns vier Problemfelder auf. Dieses Schreiben soll eine erste Grundlage dafür bieten, über sie zu sprechen.

I. Gegenwärtige Probleme priesterlichen Lebens und Handelns

Da ist *erstens* das allgemeine, heute immer mehr sichtbar werdende Nachlassen des religiösen Lebens und der kirchlichen Glaubenspraxis. Dieses „Verdunsten des Glaubens“ wird nicht nur manchmal – unterschwellig oder auch ausdrücklich – den Seelsorgern angelastet, es löst auch bei nicht wenigen Priestern selbst die Frage aus: „Was mache ich falsch? Bin ich ein Versager? Was müßte ich tun? Wie soll es weitergehen?“

Viele Mitbrüder treffen diese Fragen dazu noch in einer Situation, in der sie mit dem Gefühl fortwährender Überlastung zu kämpfen haben. Mag es in bestimmten Verhältnissen für manche auch die frustrierende Erfahrung der Unterforderung geben, so herrscht doch bei vielen eine Grundstimmung des ständigen Überfordertseins und der Enttäuschung über die geringen Erfolge. Das Gefühl der Überlastung wird noch einmal verstärkt durch die immer mehr Mitbrüder treffende Notwendigkeit, wegen des größer werdenden Priestermangels eine oder mehrere Pfarreien zusätzlich übernehmen zu müssen. Auch hier richtet sich der Unwille vieler Gemeinden, die keinen Pfarrer am Ort mehr erhalten, zunächst einmal gegen den Priester, der nicht einfach den bisherigen Stil der Seelsorge so weiterführen kann wie der frühere Pfarrer. Aber wie soll er weitermachen, wo

doch schon alle Kräfte für die erste Pfarrei in Beschlag genommen sind, wenn er deren Ansprüchen nachkommen will?

Tausend Anfragen und Bitten ergehen von seiten der Gemeinde, von einzelnen oder Gruppen, von seiten der Pfarrverwaltung, des Ordinariats und des Bischofs. Dazu kommen zahlreiche traditionelle Erwartungen an den Priester, z. B. bei dieser oder jener Veranstaltung anwesend zu sein. Nicht zuletzt ist da die Verpflichtung zur Sakramenten- und Sakramentalien-spendung. Gerade diese ist für viele zu einer inneren Last geworden. Denn auf der einen Seite trägt der einzelne Priester für eine immer größer werdende Zahl von Gläubigen die Verantwortung, auf der anderen Seite sind diese immer weniger für den Empfang der Sakramente disponiert, so daß sich Fragen stellen, wie: Kann man Eucharistie feiern (z. B. aus Anlaß einer Hochzeit oder einer Beerdigung), wenn die Teilnehmer nicht einmal mehr wissen, worum es geht? Darf man die Kindertaufe spenden, wo mit einer religiösen Erziehung in der Familie nicht zu rechnen ist? Kann man der kirchlichen Eheschließung assistieren, wenn die Brautleute gar nicht dazu bereit sind, die Ehe als Sakrament, d. h. im Blick auf Jesus Christus zu leben? Dennoch wird gerade dieser „religiöse Service“, wie es häufig unschön heißt, erwartet.

Wenn noch hinzukommt, daß im priesterlichen Tun der sichtbare Erfolg weithin ausbleibt oder sich gar ins Gegenteil verkehrt, so geraten viele Mitbrüder in eine immer größere pastorale Hektik, die sie innerlich ausbrennt, oder in eine depressive Trägheit, die sie – da man ja ohnehin „nichts machen kann“ – nur noch das Notwendigste tun läßt. Wenn aufgrund dieser Erfolglosigkeit die für jeden Menschen notwendige Bestätigung fehlt, besteht die Gefahr, daß Mitbrüder seelisch krank werden und zur Selbstbestätigung in Aktivitäten flüchten, die von ihrem Auftrag weit entfernt sind.

In all dem erfahren viele Priester konkret am eigenen Leib, daß eine bestimmte Form von kirchlichem Leben eine Ablösung erfährt, ohne daß schon eine neue, überzeugende Gestalt am Horizont erscheint.

Als *zweites* Problemfeld zeigt sich das Verhältnis von Kirche und Welt, das derzeit bei uns in einem Umbruch begriffen ist und die Gestalt des kirchlichen Lebens mitprägt. Waren die christlichen Kirchen wenigstens im Westen bis vor einigen Jahren noch bestimmende Kräfte des gesellschaftlichen Lebens, so wird diese Stellung derzeit mehr und mehr erschüttert. Darüber hinaus sind durch die Wiedervereinigung Deutschlands etwa 10 Millionen nicht getaufter Menschen in unsere Gesellschaft hinzugekom-

men. Zusammen mit dem latenten Unglauben des Westens könnten sie nochmals einen massiven Säkularisierungstoß bewirken.

Dies hat Auswirkungen für alle im öffentlichen Leben engagierten Christen, besonders aber für die, welche in der Kirche ein Amt ausüben. Denn es bedeutet, Amtsträger einer gesellschaftlichen Gruppe zu sein, die nicht mehr von der allgemeinen Anerkennung getragen ist, sondern auf Gleichgültigkeit oder sogar aggressive Ablehnung stößt. Der damit gegebene Bedeutungs- und Autoritätsverlust, auf den viele Mitbrüder nicht vorbereitet sind, kann leicht die Versuchung mit sich bringen, in einen kleinen, überschaubaren Raum fliehen zu wollen, wo man diese Bedeutung und Autorität noch erfährt.

Der gesellschaftliche Kompetenzverlust der Kirche hat aber seinen Grund nicht nur in der Infragestellung von seiten der Welt. Viele Christen tun sich auch schwer mit einer Reihe von Weisungen der Kirche. Es sei nur die Schwierigkeit genannt, die kirchliche Ehe- und Sexualmoral zu vermitteln, was in besonderer Weise auf dem Gemeindegeseelsorger lastet.

In nicht wenigen Gemeinden sind aufgrund dieser Situation Parteigungen und Polarisierungen aufgetreten: zwischen rechts und links, jung und alt, weltoffen und kirchenzentriert, progressiv und konservativ. Diese Kraftfelder richten nicht nur widersprüchliche Erwartungen an den Priester, sondern versetzen sein eigenes Herz in Zwiespalt und Zweifel. Im Blick auf diese innerkirchlichen Polarisierungen, aber natürlich ebenso und mehr noch im Blick auf die übrigen, anfangs genannten Schwierigkeiten sind dem Priester heute Probleme aufgebürdet, die ihn aufreiben und in das Gefühl der Ohnmacht bzw. des Allein-auf-sich-gestellt-Seins stürzen.

Drittens: Ein weiteres, für manche zermürbendes Problem ergibt sich aus der verantwortlichen Mitarbeit von Laien im pastoralen Dienst: das der eigenen Identität. Wer bin ich eigentlich als Priester, was ist Mitte und Schwerpunkt meines Tuns, wenn Laien ohnehin fast alles können und tun sollen? Es kommt noch hinzu, daß bei einer Reihe von Mitbrüdern die Zuständigkeits- und Fähigkeitskompetenz auseinanderklaffen. Als Priester tragen sie die letzte Verantwortung für die Seelsorge in ihrer Gemeinde; aber sie erfahren, daß Laien manches besser können als sie. Und so kommt es nicht selten auch zu Spannungen zwischen Priestern und den Gremien in den Gemeinden.

Aus der Überzeugung heraus, daß alle Glieder der Kirche gemäß ihren Fähigkeiten am Aufbau der Gemeinde mitwirken sollen, haben wir nicht nur Diakone, sondern auch Lientheologinnen und Lientheologen hauptamtlich damit beauftragt, pastorale Dienste zu übernehmen. Aufgrund ih-

rer Ausbildung sind sie qualifiziert, im seelsorglichen Wirken der Kirche mitzuarbeiten: in der Verkündigung, der Diakonie und der Liturgie. Wir haben uns von ihnen erhofft, daß sie aufgrund ihrer Familienerfahrung und ihrer Stellung innerhalb der Kirche und Gesellschaft andere Gesichtspunkte einbringen, als wir Priester es vermögen. Faktisch hat aber der zunehmende Priestermangel dazu geführt, daß wir in vielen Diözesen immer mehr Laitheologinnen und Laitheologen auch deshalb einsetzen, weil Priester ausfallen. Das kann in einzelnen Fällen durchaus hilfreich sein, doch bringt es auch manche Probleme mit sich – bei den Laitheologinnen und Laitheologen, bei den Gemeinden und bei den Priestern.

Die so eingesetzten Laitheologinnen und Laitheologen kommen sich bisweilen wie Lückenbüßer vor, da sie nur teilweise einen Priester ersetzen können und sich deshalb von ihren Defiziten her definiert sehen; denn sie können vor allem der Eucharistiefeier nicht vorstehen, die sakramentale Lossprechung nicht geben und die Krankensalbung nicht spenden. Zudem müssen sie im zweiten Glied stehen und haben keine Aussicht, auch einmal selbständig, d. h. ohne Pfarrer als Vorgesetzten, arbeiten zu können.

Die Gemeinden, die das Maß am bisher Gewohnten nehmen, verstehen oft die Verringerung der Zahl der Eucharistiefeiern nicht. Sie äußern darum oftmals Unverständnis darüber, daß Laitheologen nicht zu Priestern geweiht werden. Sie sagen: „Ist die zölibatäre Lebensweise der Priester so wichtig, daß man ihr ein Kernstück der bisherigen Seelsorge opfert? Gibt es nicht in der unierten Ostkirche eine andere Praxis, die auch katholisch ist?“

Manche Priester wissen zudem nicht recht, wie sie mit den Laitheologinnen und Laitheologen umgehen sollen. Sie stehen vor der Notwendigkeit, Zusammenarbeit in einer Weise zu lernen und einzuüben, wie sie bisher nicht notwendig war. Und dieses Lernen ist für beide Seiten schwierig.

Viertens: Zu diesen Herausforderungen von außen kommen noch persönliche innere Probleme hinzu: Das „Verdunsten des Glaubens“ in unserer Gesellschaft hat seinen Widerhall in den Herzen vieler Priester, die, ohne vom Netz gemeinsamer Überzeugungen und Handlungsweisen getragen zu sein, sich im eigenen Glauben mehr als früher angefochten und verunsichert erfahren. Diese Anfechtung ist um so aufreibender, als sie im Gegensatz zur Erwartung der Gemeinde steht, wonach der Priester im Glauben voranzugehen habe und die Laien sich an seinem Glauben gleichsam festhalten möchten.

Die großen inneren und äußeren Belastungen können das Gefühl hervor- rufen, menschlich zu verkümmern. In diesem Zusammenhang sind konkret auch Schwierigkeiten mit der Lebensform „Ehelosigkeit“ und deren Infra- gestellung zu nennen. Nicht nur, daß sich immer mehr Stimmen erheben, welche den Zölibat als eigentlichen Grund des mangelnden Priesternach- wuchses ansehen, nicht nur, daß sich für viele Priester die Frage nach der konkreten Gestalt zölibatären Lebens stellt, sondern die Lebensform der Ehelosigkeit selbst findet in den Gemeinden immer weniger Resonanz und Zustimmung. Nicht wenige Priester leiden hier unter einem inneren Zwie- spalt: Das Leben ohne Ehepartnerin macht sie unsicher oder auch ge- hemmt gegenüber mitmenschlicher Nähe; gleichzeitig vermissen sie Wär- me und Geborgenheit in ihrem nächsten Umfeld. Folgen dieses Zwiespal- tes sind oft mangelnde Selbstorganisation, Suche nach bequemen Lösungen, fehlende Durchhaltekraft, innere und äußere Vereinsamung. Hinzu kommt, daß die durch die öffentlichen Medien sexualisierte Atmos- phäre Triebwünsche mobilisiert, die etliche Priester in innere Unruhe trei- ben. Freilich leiden auch viele Eheleute unter dem mangelnden Schutz des Intimbereichs und unter dem Fehlen eines schützenden und bergenden Raumes für ganzheitlich gelebte, personale Liebe und Intimität.

Diese sowohl von außen wie von innen gegebene Infragestellung der Le- bensform verbindet sich mit den zuvor genannten Schwierigkeiten prie- sterlichen Tuns, so daß viele Priester oft kaum mehr einen Ort finden, der sie innerlich Ruhe, Identität und Frieden erleben läßt. Manche sind ver- wundet. „Das Feuer der Begeisterung, das am Beginn der priesterlichen Tätigkeit gebrannt hat, ist in Freudlosigkeit eingäschert. Es gibt – mehr als zugestanden wird – eine Abstumpfung der Gefühle, eine ungeistliche Spannungslosigkeit, eine Ungeistigkeit des Denkens; es gibt Verbitterung, Resignation, Ersatzbefriedigungen...“¹ Kein Wunder, daß Flucht in Akti- vismus, Betäubung (Alkoholismus, Tabletensucht), unehrliche Zölibats- praxis sowie Oberflächlichkeit in den mitbrüderlichen Beziehungen zu- nehmen. Viele Priester fühlen sich seit der gemeinsam erlebten Seminar- zeit alleingelassen und auf sich selbst zurückgeworfen. Sie haben oft niemand, mit dem sie offen sprechen können, ja sie fühlen sich sprachlos, da sie die Fähigkeit und den Mut verloren haben, im Austausch mit Mit- brüdern und Freunden eine Lösung ihrer Schwierigkeiten zu suchen.

Wir müssen uns diesen Problemen stellen, d. h. zunächst einmal die Krise in der Kirche und speziell bei uns Priestern ohne Verharmlosung wahr- nehmen. Zur Wahrnehmung gehört freilich auch, daß wir die vielen Mit- brüder sehen, die ihren Dienst mit großer Selbstverständlichkeit schlicht und einfach und in geistlicher Freude erfüllen. Viele von ihnen wissen um

die kritische Lage so mancher ihrer Mitbrüder und sind bereit, mit ihnen gemeinsam nach Lösungen und neuen Perspektiven zu suchen. Alle bitten wir Bischöfe ausdrücklich, sich in Solidarität und gemeinsamer Verantwortung der Not vieler ihrer Brüder anzunehmen, gemeinsam mit ihnen nach Auswegen zu suchen und neue Wege in den Blick zu nehmen.

Glatte Lösungen für die genannten Probleme haben wir nicht. Es gibt sie wohl auch nicht. Trotzdem möchten wir einige Wegmarken abstecken, welche die Richtung aufzeigen, in der vielleicht eine Klärung zu finden ist bzw. in der wir weiter miteinander suchen sollten. Und eben dies ist uns das Wichtigste: Wir möchten mit diesem Schreiben ein gemeinsames Gespräch im Presbyterium einer jeden Diözese eröffnen, in dem das, was wir nur in groben Umrissen und oft in allgemeiner Weise andeuten können, zu konkretisieren ist. Wir möchten ein gemeinsames Suchen und Nachdenken darüber anregen, welche konkreten Lösungen sich für die heutigen Schwierigkeiten anbieten und wie es mit der Kirche, mit der Seelsorge und mit uns Priestern weitergehen soll. Aber wir möchten auch einen Austausch anregen über das Positive, was dem einzelnen Freude bereitet, wovon er lebt, was ihm Hoffnung gibt.

Was wir Bischöfe 1969 in unserem Lehrschreiben über das priesterliche Amt unter anderen Bedingungen und Problemstellungen geschrieben haben, scheint uns auch heute noch wichtig und hilfreich.² Doch stand damals im Vordergrund die eher theologisch lehrmäßige, das Selbstverständnis der Priester betreffende Fragestellung nach der Identität des priesterlichen Dienstes im Verhältnis zu den Laien. Auch wenn dieses Problem sich nach wie vor stellt, hat es im Blick auf die genannten Lebensprobleme des Priesters eine neue, verschärfte Virulenz bekommen. Was heißt Priestersein in einer Zeit des Umbruchs bisher geltender seelsorglicher Ordnungen, Zielvorstellungen und Arbeitsweisen? Was heißt Priestersein angesichts der weitgehenden Infragestellung der Kirche, des allgemeinen Glaubensschwunds und der religiösen Gleichgültigkeit? Wie kann man als Priester leben, wo die eigene Lebensform und das Wirkungsfeld angefochten, ja erdrückt zu werden scheinen? All diese Problemfelder zeigen zugleich, wie sehr die Frage nach dem Priestersein und dessen künftiger Verwirklichung in die Frage nach der Kirche und ihrer kommenden Gestalt eingebettet ist.

II. Ein Beitrag zur Klärung

1. Hören, was der Geist Gottes uns sagt

Das erste, liebe Mitbrüder, was wir Ihnen und selbstverständlich auch uns selbst auf die soeben genannten Fragen in Erinnerung rufen möchten, ist die Wahrheit unseres Glaubens: Die Kirche ist – trotz aller Unzulänglichkeiten – nicht Menschenwerk. Sie ist Gottes Volk, Familie Jesu Christi und seine Gründung (*1 Petr 2,9-10; Mk 3,33-35*).

An dieser Aussage mag mancher von uns in bestimmten Phasen seines Lebens zu zweifeln begonnen haben, wenn ihn so vieles Armselige und Unzuträgliche bedrängte. Doch haben die meisten von uns auch schon Menschen kennengelernt, die aufgrund ihres Glaubens zu einer großen Sicherheit gelangt sind, welche von innen her die Umstände verändert hat. Sie konnten trotz Drangsal, trotz Schmerzen, trotz Angst, ja sogar im Angesicht des Todes mit innerer Ruhe sagen: „Laßt uns dem Leben trauen, weil wir es nicht allein zu leben haben, sondern weil Gott es mit uns lebt.“³

Solche Menschen lehren uns, auf die tiefen Fundamente unseres Glaubens zu blicken, und sie erinnern an den Grund unserer kirchlichen Existenz, den Glauben an den lebendigen Gott, der uns in Jesus Christus nahe ist. In seiner Kirche soll diese Botschaft lebendige Gestalt bekommen. Alle Reformversuche müssen dies zugrundelegen: Wir können Kirche nicht einfach von uns her bauen. Sie gehört Jesus Christus, sie ist sein Leib, seine Braut, wie es die Heilige Schrift in bildhafter Sprache sagt.

Diese Grundaussagen bewahren uns vor einer verkrampften Hektik. Zugleich befähigen sie uns, daß wir uns der Geschichte stellen. Denn wie oft waren gerade Schwierigkeiten, die unüberwindlich erschienen, Anlaß, eine neue, der jeweiligen Zeit besser entsprechende Gestalt gläubiger Praxis zu entdecken! Wir dürfen damit rechnen, daß Gott auch in solchen Situationen und gerade durch sie Neues und Unerwartetes wirken kann und will.

In der Weiheliturgie fragt der Bischof die Kandidaten: „Seid Ihr bereit, das Priesteramt als getreue Mitarbeiter des Bischofs auszuüben und so *unter der Führung des Heiligen Geistes* die Herde Christi gewissenhaft zu leiten?“ Bei der Weihe wurden wir also dazu befähigt, unter der Führung des Heiligen Geistes Hirten unserer Gemeinden zu sein. Es wäre zu wenig, sich mit bereitstehenden traditionellen Formen der Seelsorge zufriedenzugeben. Vielmehr gilt es, ständig auf den Heiligen Geist zu hören und ein Gespür dafür zu entfalten, was unter seinem Drängen in der jeweiligen La-

ge hier und heute am besten zu tun ist. Die Befähigung, den jeweils nächsten Schritt tun zu können, gehört zur spezifischen Logik der Führung durch den Heiligen Geist, der immerfort „in die ganze Wahrheit“ *einführt* (Joh 16,13).

Das bedeutet aber auch: die Berufung zum Priestersein, das Hören auf den an uns ergehenden Ruf, bleibt ein Geschehen, das weder mit dem Eintritt in das Seminar, noch mit der Priesterweihe abgeschlossen ist, sondern ein Leben lang weitergehen darf und weiterzugehen hat. Wir müssen im Laufe der Jahre erst einholen, was wir eigentlich schon sind. Solange wir leben, dürfen wir ehrlich und wahrhaftig beten: „Mein Herz denkt an Dein Wort: ‚Sucht mein Angesicht!‘ Dein Angesicht, Herr, will ich suchen“ (Ps 27,8). Daraus folgt aber auch, daß wir Reifeprozesse bei uns und anderen abwarten müssen und den Mut aufbringen, im Fragment und mit Fragmenten zu leben, in der Hoffnung, daß Gott selbst zu seiner Zeit „das gute Werk vollenden wird, das er in dir begonnen hat“ (Weiheliturgie).

Diese Haltung ist nicht leicht. Denn unsere schnellebige Zeit kann nicht warten. Für ein „Fruchtbringen in Geduld“ bis zur Erntezeit, für Gelassenheit und hoffendes Ausharren hat sie keine Antenne. Darum gehört es zur Führung durch den Heiligen Geist, gegen den Ungeist der Ungeduld, des Nicht-Warten- und Nicht-Reifen-Könnens, des Drangs nach sofortigem Erfolg und jederzeit abrufbarer Selbstbestätigung anzugehen. Nur wenn wir uns ständig durch den Geist führen lassen, werden wir gegen Müdigkeit und Resignation bestehen können. Geistlich also, d. h. von der Mitte des Glaubens und der Gabe unserer Weihe her, haben wir sowohl die inneren wie auch die äußeren strukturellen Probleme des Priesterseins heute anzugehen.

Zur Sicht des Glaubens gehört neben dem Blick auf die Fundamente, die unser Leben und Tun von Gott her tragen, auch die gläubige Deutung der „Zeichen der Zeit“; d. h. wir schauen auf die gegenwärtige gesellschaftliche Situation, um darin aufzuspüren, was Gott uns damit sagen und wohin er uns in Bewegung setzen will. Gerade ein solches Verstehen der „Zeichen der Zeit“ setzt einen Austausch voraus, zu dem wir Bischöfe ebenfalls anregen möchten. Nur auf zweierlei wollen wir von uns aus hinweisen:

Erstens gilt ganz allgemein, daß in Zeiten des Umbruchs und der Krise Negatives und Positives dicht nebeneinander liegen. Das bedeutet: auch die derzeitige Situation unserer Welt und Gesellschaft ist nicht einfach nur negativ, böse und destruktiv. Auch unsere Welt ist und bleibt Gottes Welt, in der trotz alles Bösen und aller Bedrängnisse Gottes Geist am Werk ist,

um „das Angesicht der Erde zu erneuern“ (Ps 104,30). Wir müssen ihn nur wahrnehmen.

Zweitens: Vieles von dem, was wir in der Kirche so bitter als Krise erfahren, muß, soll es richtig eingeschätzt werden, in Relation zu gesamtgesellschaftlichen Umschichtungen und Entwicklungsprozessen gesehen werden. So haben auch andere gesellschaftliche Großgruppen wie Parteien, Gewerkschaften und Verbände analoge Probleme mit schwindenden Mitgliedszahlen, abnehmender Identifizierung und fehlendem Führungspersonal wie auch die Kirche. Ebenso erfahren auf allen Ebenen die Inhaber von Leitungsfunktionen vergleichbare Schwierigkeiten: Überlastung, Zeitdruck, Forderung eines neuen partizipativen Leitungsstils, Verlangen der Basis nach überschaubaren Formen gemeinsamer Entscheidung und solidarischen Handelns. Politiker und Führungspersönlichkeiten, welchen heute die Aufgabe von „Generalisten“ zugewiesen wird, haben mit vergleichbaren Problemen zu kämpfen wie wir. Es stellt sich allerdings auch die Frage, was wir von ihnen lernen können.

Die Feststellung solcher Problemähnlichkeiten löst zwar noch keine der uns bedrängenden kirchlichen Schwierigkeiten. Es kann sich aber vieles, was manchen als spezifische Glaubensanfechtung in der Kirche erscheint, auch als Konsequenz gesamtgesellschaftlicher Umschichtungen herausstellen.

Die Besinnung auf das, was uns vom Glauben her trägt, sowie das Wahrnehmen der „Zeichen der Zeit“ – beides zusammen gehört zur Sicht des Glaubens –, soll uns leiten, wenn wir die genannten Problemfelder bedenken wollen.

2. Jesus Christus – Herr seiner Kirche

Seelsorge als „Darstellung“ des Wirkens Christi

Wir wiederholen nochmals den ersten Grund-Satz, den wir uns für unsere Tätigkeit vor Augen zu halten haben: Die Kirche ist Werk Jesu Christi. Letztlich bewegen nicht wir die Menschen zu Glaube, Hoffnung und Liebe; nicht wir machen Gemeinde; nicht wir stellen ihre Einheit her; nicht wir wecken geistliche Aufbrüche; nicht wir stimulieren zu geistlichen Berufen. Als Theologen wissen wir das. Da aber in den letzten Jahren das kirchliche Leben trotz unseres Einsatzes abnimmt, wird uns diese Wahrheit handgreiflich und anschaulich vor Augen gestellt. Und obwohl wir sie wissen, tun wir uns schwer damit.

Viele ficht wegen dieser Situation der Zweifel an. Wenn Christus schon das Entscheidende tut, warum geht es dann mit der Kirche in unserem Lande abwärts? Manche suchen, in die Bresche zu springen und geben dabei ihrem eigenen Tun das Hauptgewicht. Sie organisieren alle möglichen Aktionen und Veranstaltungen, suchen den Bestand von Institutionen, Gruppen und Vereinen zu erhalten, planen und bauen.

Nicht als ob all dies in sich gesehen schlecht oder im einzelnen nicht auch notwendig wäre. Im Gegenteil! Vieles gehört wesentlich und unaufgebar zu unseren pastoralen Verpflichtungen. Doch ist dabei stets die Gefahr gegeben, den Akzent der seelsorglichen Tätigkeit auf das von uns Machbare und Organisierbare zu legen, auf das, was Erfolg bringt, auf das, was wir zählen und vorzeigen können.

Wir müssen deutlich sehen, daß wir in diesem Punkt alle Kinder unserer Zeit sind, die wesentlich geprägt ist vom Machbarkeitspathos und Effizienzdenken. Doch diese Form des Denkens paßt nicht zu unserem Glauben, wonach das eigentliche, die Begegnung mit Gott im Christ- und Kirche-sein gerade nicht effizient herstellbar und administrierbar ist und sich allem meßbaren Erfolg entzieht.

Man kann in diesem Zusammenhang eine Unterscheidung heranziehen, die uns die neuzeitliche Philosophie vermittelt: Es gibt *herstellendes* und *darstellendes Handeln*. In der ersten Weise des Handelns stellen wir – wie der Begriff sagt – etwas her, wir machen, verändern, produzieren etwas. In der herstellenden Praxis sucht der Mensch die ihm vorgegebene Wirklichkeit zu verändern, die Welt seinen Vorstellungen und Zielen untertan zu machen und so sich selbst als Subjekt seines Könnens zu bestätigen. In der Neuzeit steht menschliches Handeln fast exklusiv unter dem Vorzeichen solch herstellender Praxis. Genau dies kann aber nicht die Weise sein, wie sich Seelsorge versteht und realisiert. Das, worauf es hier ankommt, können nicht wir bewerkstelligen oder machen. Um zu begreifen, worum es geht, haben wir vielmehr auf eine andere Weise des Handelns zu blicken, und diese besteht darin, etwas Sich-Gebendes zur Darstellung zu bringen. Priesterliches Handeln kann nur darstellendes Handeln sein. Das heißt: wir sind in unserer Tätigkeit Zeichen für das, was nicht wir erwirken, sondern was uns von Christus her vorgegeben ist und ständig vorgegeben wird. Indem wir das Tun Gottes verleiblichen und darstellen, machen wir es unter den Menschen zeichenhaft gegenwärtig und lassen es zur Auswirkung kommen, auf daß die in ihm angelegte Fülle die Welt erreichen kann.

Bei solchem darstellenden Tun kommt alles darauf an, daß die Handelnden für das, was sie darstellen, transparent sind. So müssen wir immer wieder fragen: Besteht darin unsere erste Sorge, daß Christus durch uns und unser

Tun zur Darstellung kommt? Können die Menschen an der Art und Weise unseres Lebens und Handelns erkennen, daß wir *für Ihn* stehen und daß wir Werkzeuge *Seines* Handelns sind, das Heil schafft und die Kirche aufbaut?

Diese Fragen könnten ein erstes Kriterium sein, um pastorale Schwerpunkte neu zu setzen. Gleichzeitig ist damit auch unserem eigenen Leben der Grundauftrag gegeben: es gilt, für den Herrn transparent zu werden. Dazu scheinen uns Bischöfen vor allem drei Gesichtspunkte wichtig:

Erstens: Transparent werden wir, wenn wir selbst die ersten Hörer der Botschaft sind, indem wir das, was wir den Menschen zu bringen haben, zunächst einmal im eigenen Leben darstellen.

Das klingt folgerichtig. Doch mancher von uns wird mutlos, wenn seine Sendung verglichen wird mit der ersten Aussendung der Jünger. Jesus hatte ihnen befohlen, nichts mit auf den Weg zu nehmen, kein Geld, keine Vorräte, weder Schuhe noch zwei Röcke. Sie sollten sich bescheiden mit dem, was ihnen die Leute anboten, sie durften nichts verlangen und sollten ganz verfügbar sein (vgl. *Mk* 6,7-13 par; *Lk* 10,1-12). Wer kann das? Wer hält das aus?

Wir dürfen nicht überhören, daß in diesen Worten Jesu zwar Weisungen für eine alternative Lebensweise der Jünger gegeben sind. Aber ebenso wichtig ist die Frohe Botschaft, die darin anklingt und die uns auch heute ermuntern will: Wie wenig ist nötig, um die große Botschaft unter die Leute zu bringen! Wie wenig an Gütern, wie wenig an Organisation, wie wenig an Strategie! Das Reich Gottes kann kommen durch armselige Boten. Denn es besteht in etwas anderem als in großartigen sichtbaren Dingen. Die Künder haben zusammen mit dem ganzen Volk als „Fremdlinge in dieser Welt“ (*1 Petr* 2,11) darzustellen, daß Gottes Reich inmitten unseres gewöhnlichen Umfeldes herbeikommt.

Zweitens: Transparent für Christus werden wir, wenn wir uns – in allem Einsatz – selbst zurücknehmen und die Menschen nicht an uns, sondern an den Herrn binden, wenn wir – wie die Schrift sagt – als „Freund des Bräutigams“ dabeistehen (*Joh* 3,29) und dem die „Hochzeit“ überlassen, dem sie gebührt, nämlich Jesus Christus selbst. Hier dürften auch Ansatzpunkte und Motive liegen, die sogenannten evangelischen Räte als spezifische Form priesterlicher Spiritualität zu verwirklichen.

Armut heißt in diesem Zusammenhang: Zurückstellen der eigenen Ansprüche, damit Zuspruch und Anspruch Christi durch uns nicht verdeckt

werden, sondern glaubhaft erscheinen können. Die Dinge sollen zweitrangig bleiben, das Entscheidende geschieht unabhängig von ihnen und von uns. Dies müssen wir uns in Deutschland ganz besonders sagen lassen. Denn wir haben in den vergangenen Jahrzehnten wohl kaum Rechenschaft darüber gegeben, was unsere Teilhabe am wachsenden Wohlstand und an den gestiegenen Kirchensteuereinnahmen für unsere priesterliche Lebensform und für ein glaubhaftes Leben nach dem Evangelium bedeutet.

Gehorsam heißt dann, verfügbar bleiben für die Bitten, Wünsche und Forderungen der Gesellschaft, der Weltkirche, der Ortskirche, der Gemeinde und der Mitbrüder, auf daß nicht die Zentrierung auf das eigene Ich die Nähe des Herrn verstellt. Aber gleichzeitig brauchen wir uns durch die Ansprüche nicht überfordert zu fühlen, da der Geist Christi sie uns gewichten läßt. Um in der komplexen Situation, in der wir heute leben, den Geist der „Hörsamkeit“ zu verwirklichen, wäre es gut, sich neu mit jenen geistlichen Erfahrungen zu befassen, die sich in den „Regeln zur Unterscheidung der Geister“ niedergeschlagen haben; denn sie können helfen, in sehr einfacher Weise im Sinne des Evangeliums die Herausforderungen wahrzunehmen, richtig zu entscheiden und so die christliche Grundhaltung des Gehorsams zu leben.

Und *Jungfräulichkeit* heißt: eine möglichst große Weite der Liebe üben, da wir „in besonderer Weise für die Familie Gottes verantwortlich sind, die einen Erstanspruch an uns hat und – gegenüber der Primärorientierung an der eigenen Familie – viele Menschen, mehr als eine normale menschliche Familie, umfassen kann.“⁴ Der ehelose Mensch will auf Christus und seine Lebensform verweisen: auf seine einzigartige Freiheit für Gott und seine Offenheit für die Menschen.

Drittens: Das Bemühen um Transparenz des eigenen Lebens und Handelns für Christus und sein Evangelium drängt von sich her zu einer solidari-schen Hinwendung zu den Menschen, für die wir da zu sein haben, und zu einer vorbehaltlosen Präsenz unter ihnen. Denn das Tun Jesu Christi soll durch uns für sie übersetzt werden und soll so ein für sie verstehbares Zeichen sein. Das setzt Nähe zwischen ihnen und uns voraus. Dazu gehört, daß wir wachsam sind und intensiv hören, sehen und zu verstehen suchen, was in unserer Welt vorgeht, daß wir aufmerksam sind für die Lebenssituationen der Menschen, ihre Nöte und Freuden, Ängste und Hoffnungen, ihr Denken, Fühlen und Handeln. Es gilt, die „Zeichen der Zeit“, von denen schon die Rede war, wahrzunehmen und ernstzunehmen. Dazu sind auch Lektüre, Fort- und Weiterbildung in Theologie, Literatur und Kunst, Begegnung und Austausch mit ganz unterschiedlichen Menschen wichtig.⁵

Nicht zuletzt ist dafür die Teilnahme am Suchen interessierter und engagierter Menschen erforderlich, um mit ihnen nach Gotteserfahrungen im heutigen Leben zu fragen und sie behutsam tastend zur Sprache zu bringen. Dazu gehört auch das Gespräch mit allen kirchlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im engeren Bereich; es gilt, zusammen mit ihnen zu fragen, was Gott heute mit uns vorhat, was er will, daß wir tun sollen.

Dieser geistliche Auftrag, für Christus zu stehen und Ihn im Leben und Handeln durchscheinen zu lassen, hat absolute Priorität, damit das priesterliche Tun ein den Herrn darstellendes Tun sein kann und sich nicht in Organisation, äußerem Gottesdienstvollzug und Verwaltung verliert. Es ist die Weise priesterlicher Selbstverwirklichung, auf Christus ausgerichtet zu sein und Ihn durchscheinen zu lassen.

Einige werden nun vielleicht einwenden: „Aber wo bleibt bei all dem das auch von uns erwartete ‚effiziente‘ seelsorgliche Tun, wie erreichen wir den ‚Aufbau der Gemeinde‘, von dem die Heilige Schrift spricht?“ Der Einwand ist ernst zu nehmen, geht es bei ihm doch um die sichtbare Seite des geistlichen Tuns. Aber dennoch gilt grundsätzlich: „Die Wirksamkeit der priesterlichen Sendung lebt von ihrer Absichtslosigkeit. Dieser Satz klingt zunächst etwas provozierend, meint aber etwas ganz Schlichtes: ‚Früchte‘ wachsen nicht auf Befehl, sondern im Normalfall von allein. Die wahren Früchte unserer priesterlichen Sendung kommen nicht durch krampfhaften Aktionismus zustande, sondern durch die Geduld und die Ausdauer, aus der Kraft der ‚Mitte‘ zu leben. Es geht uns in unserem priesterlichen Dienst wie bei manchen anderen Dingen: Direkt und unmittelbar angestrebt, entziehen sie sich uns. Anderes, das wir überhaupt nicht im Blick hatten, schenkt sich uns von allein... Vielleicht können wir auch so sagen: Wir müssen absichtsloser unter den Menschen sein, um ihnen ein Licht aufstecken zu können. Wir müssen inmitten des allgemeinen Lärms noch viel stiller werden, damit die Hörbereiten aufhorchen können. Ob wir nicht unseren Dienst noch stärker ‚verfremden‘ müssen, damit er nicht als Service einer Dienstleistungsgesellschaft für sanfte Humanisierung mißverstanden werden kann?“⁶

Diese Überlegungen können eine erste Antwort auf eine Reihe der anfangs aufgezählten Schwierigkeiten sein: Gegen das Gefühl der ständigen Überlastung und Überforderung läßt der Glaube ein, uns auf die befreiende Zusage einzulassen, daß Christus Herr seiner Kirche ist und daß wir ihn und sein Evangelium nur glaubhaft im Leben und Handeln darstellen, wenn

wir auf den Geist hören und uns durch ihn führen lassen, wenn wir die „Zeichen der Zeit“ zu verstehen suchen und solidarisch mit anderen nach einer neuen Lebensgestalt für unsere Welt, nach Sinn und nach Gott suchen.

3. Die Gemeinde als „Subjekt der Seelsorge“

Es gibt noch einen weiteren wichtigen Gesichtspunkt, der für uns Entlastung bedeutet.

Das Zweite Vatikanische Konzil hat betont: Nicht wir Priester allein sind beteiligt am Aufbau der Kirche Christi, sondern alle Gläubigen. Jeder wirkt mit in der Verkündigung, der Diakonie und der Liturgie, so daß im Zusammenwirken aller jene *communio* entsteht, die inmitten der Welt zu einem Zeichen des Heiles wird. Nach den Aussagen des heiligen Paulus gibt es verschiedene Charismen, die für den Dienst in der Kirche fruchtbar werden sollen.

In der Tat sehen wir in vielen Biographien, daß es oft Laien waren, die den Glauben wirksam weitergegeben haben: eine Mutter, ein Vater, ein Lehrer, eine Großmutter oder irgendein anderer gläubiger Mensch. Zu erinnern ist auch an die großen Laien-Heiligen, von denen entscheidende Impulse für den Glauben der ganzen Kirche ausgingen. Das gleiche trifft für die Diakonie zu. Den Großteil der sozialen Arbeit für Notleidende und die politisch-kulturelle Sorge für ein humanes Umfeld leisten gläubige Laien. Sie werden zu Mit-Trägern der kirchlichen Caritas. Auch für die Liturgie gilt, daß sie der Dienst des gesamten Volkes vor Gott ist, bei dem alle „ihren je eigenen Teil“ (*Lumen Gentium*, Nr. 11) übernehmen.

Das gesamte Volk Gottes ist Träger des kirchlichen Handelns. Auch wenn uns Priestern ein besonderer geistlicher Dienst übertragen ist, so dürfen wir uns doch als Christen unter Christen fühlen und eingebunden wissen in das Leben der Gemeinde, von der wir sowohl in unserer priesterlichen Tätigkeit wie auch als Menschen und Christen mitgetragen werden. Es ist erfreulich, daß eine Reihe von Priestern in ihren Gemeinden Rückhalt, Hilfe, ja im guten Sinn Beheimatung findet.

Diese Option des Zweiten Vatikanischen Konzils, die ganze Gemeinde der Gläubigen wieder als Träger kirchlichen Handelns zu entdecken, steht hinter den seelsorglichen Planungen, die wir in den letzten 25 Jahren unternommen haben. Gewiß, oft spüren wir noch nicht die Wirkung, die wir uns erhofft hatten. Es stellen sich Schwierigkeiten in den Weg, die zum Teil bei

uns selbst liegen, die zu einem anderen Teil von den unterschiedlichen Erwartungen der Gläubigen her kommen.

Die Idee von der *communio* als gemeinsamem Lebensraum und gemeinsamer Praxis aller setzt voraus, daß wir fähig sind, Initiativen zu ermöglichen, Menschen zum selbständigen Handeln zu ermuntern, Begabungen zu entdecken und mit anderen zusammen Entscheidungen zu suchen und durchzutragen. Dabei finden wir allerdings sogar im inneren Kreis der Gemeinde unterschiedliche Erwartungen und Vorstellungen vom kirchlichen Leben vor. Die Spannung zwischen den sogenannten Konservativen und den Progressiven droht dauernd den Frieden zu stören, da gegenseitiges Mißtrauen in sich gemeindespaltende Tendenzen aufweist. Gefördert werden solche Spannungen oft durch einen unerleuchteten Eifer einzelner, der von theologischem Halbwissen oder aus versteckten Interessen heraus genährt wird. Und da wir uns meist scheuen, Konflikte offen auszutragen, vergiften Schwelbrände die Atmosphäre.

Die unterschiedlichen Erwartungen bleiben nicht auf den Kern der Gemeinde beschränkt, sondern zeigen auch Auswirkungen auf diejenigen, die zu uns gehören, die sich aber nur sporadisch in das gemeinsame Tun einbringen. Für sie werden die Spannungen in unseren Kerngemeinden – neben anderen Hemmungen – zu einer zusätzlichen Blockade, wieder näher an die Gemeinde heranzurücken.

Wir selbst stehen dem ganzen meist ziemlich hilflos gegenüber und fragen uns: Was können wir unternehmen, daß die Verkündigung, die Diakonie und die Liturgie von noch mehr Mitgliedern unserer Gemeinden mitgetragen werden und die internen Spannungen diese nicht spalten, sondern anregen? Was ist dabei unsere spezielle Aufgabe?

Gerade in solchen Situationen haben wir die Funktion des Brückenbauers. Statt in einer Richtung parteiisch zu sein, gilt es: Partei für das Ganze zu ergreifen. Daher geht es darum, uns selbst mehr zu befähigen, das Zusammenwirken aller zu fördern und dem ganzen eine geistliche Atmosphäre zu geben, in der die Gemeinde, aber auch wir selbst Heimat finden. Eingebunden in die gemeinsame Berufung und Sendung aller Getauften haben wir so viel wie möglich das Miteinander zu fördern, damit Räume gemeinsamen Lebens und Handelns entstehen, in denen es – bei allen Problemen, die es überall gibt, wo Menschen zusammenleben – auch für uns Priester schön ist zu leben und zu arbeiten. So können wir gegen die anfangs genannten Defizite von Isolierung und Frustration wie von fehlender Nähe und Geborgenheit ein positives Gegengewicht finden.

4. Priesterlicher Dienst als Hirtendienst⁷

Wenn man so den priesterlichen Dienst in die gemeinsame Berufung und Sendung eingebunden sieht, stellt sich – und dies wurde schon als Problemfeld angeführt – die Frage: Was ist unsere spezifische Aufgabe als Priester? Man wird diese Frage sicherlich auf verschiedene Weise und von verschiedenen Perspektiven her angehen dürfen. So könnten wir betonen, daß priesterlicher Dienst sich nicht in Aufgaben und Funktionen erschöpft, sondern wesentlich im Einsatz der ganzen Persönlichkeit für Christus besteht, der unser Sein für immer bestimmt und der uns teilhaben läßt an seinem Amt als Priester, Prophet, Lehrer und Hirt.

Wir wollen für unsere Überlegungen den letztgenannten Begriff aufgreifen, um unsere Aufgabe zu beschreiben. Das Bild des Hirten diente bereits im Alten Testament dazu, den Einsatz Gottes für sein Volk Israel zur Sprache zu bringen. Dieses Hirtesein Gottes nimmt in besonders berufenen Menschen konkrete Gestalt an – man denke nur an Mose, David, die Propheten und das messianische Königtum. Es findet seine Erfüllung in Jesus Christus, der von sich selbst sagt: „Ich bin der gute Hirte“ (*Joh 10,11*). Der Hirtendienst Christi geht weiter im apostolischen Wirken und dann im nachapostolischen Amt. Ja, ganz allgemein kann man die Aufgabe des Hirten als Mitte und Höhepunkt aller neutestamentlichen Aussagen über den Vorstedterdienst verstehen.⁸ In diesem Dienst will die Hirtensorge Gottes und das Hirtenamt Jesu Christi durch die Geschichte weitergehen, freilich in der Weise, daß das kirchliche Amt in seinem Tun auf den einzigen Hirten der Kirche, auf Jesus Christus, verweist und ganz für ihn und sein Handeln transparent ist.

Durch die Priesterweihe werden wir Jesus Christus, dem guten Hirten, in besonderer Weise gleichgestaltet, damit wir in seinem Auftrag und ausgerüstet mit seinem heiligen Geist „in seiner Person“ und nach seinem Vorbild Hirten sind für die Menschen und für die uns anvertrauten Gemeinden (vgl. *1 Petr 5,2-3*). Die gemeinsame Anteilnahme am einen Hirtenamt Jesu Christi fügt uns zu einem Presbyterium zusammen, dem unter der Leitung des Bischofs die Hirtensorge für die jeweilige Ortskirche gemeinsam anvertraut ist.

Das Bild des Hirten verstehen freilich manche falsch, da sie es mit Gängelung und Unmündigkeit der Herde verbinden. Solche Mißverständnisse können wir aber beseitigen, wenn wir den biblischen Kontext, in dem der Hirtendienst steht, nachdrücklich hervorheben. Dazu bietet sich besonders die johanneische Bildrede von Jesus als dem guten Hirten an (*Joh 10,1-30*). Sie thematisiert die Lebens- und Liebesgemeinschaft zwischen

Jesus und den Seinen. Hirte-Sein meint, daß Jesus all die Seinen kennt und daß ihm an jedem einzelnen liegt. Er führt sie zusammen und hält sie zusammen. Er geht ihnen voran, und sie folgen ihm; denn sie kennen seine Stimme und können sie von den verschiedenen Stimmen und Meinungen, die sie umgeben, unterscheiden. Der gute Hirte gibt sogar sein Leben für sie. Andernfalls wäre er ein Mietling. Die Gabe des guten Hirten an seine Schafe ist Einheit und ewiges Leben sowie die Gewißheit, in seiner Hand immer geborgen zu sein.

In unserem technischen, von Leistungsdruck und Konkurrenzdenken geprägten Zeitalter mag es kaum glaubhaft erscheinen, daß es solche Zuwendung gibt. Und doch sehnen sich die Menschen im tiefsten nach Einheit und Geborgenheit, also nach wahrer Liebe. Diese Liebe kann letztlich nur Gott schenken. Daß er der Hirte ist, will er in denen aufleuchten lassen, die er zu besonderer Mitarbeit beruft; durch sie will er Menschen zur Einheit zusammenführen und die Zusage seiner Liebe weitergeben. Schon im Alten Testament ist das Leben der von Gott eingesetzten Hirten mühsam, sie werden bis zum Letzten gefordert, ihre Fehler werden streng geahndet. Sie erleben Nachstellungen, Rebellionen, Verrat, und sie werden immer mehr zu „Fürleidern“⁴⁹ für das Volk.

Auf dieser Linie liegt es, daß Christus der geschlagene Hirt ist (vgl. *Mk* 14,27). In seiner Nachfolge erhält Petrus mit der Übertragung des Hirtenamtes die Verheißung, daß er selbst radikal genommen und ans Kreuz geführt werden wird (vgl. *Joh* 21,18-19).

Nicht anders ergeht es den nachapostolischen Amtsträgern, wie es *1 Petr* darstellt. Hier ermahnt der Verfasser als „Zeuge der Leiden Christi“ seine Mitpresbyter, für die ihnen anvertraute Herde Sorge zu tragen und „forma gregis“ zu sein (*1 Petr* 5,1). Diese Ermahnung steht in einem Kontext, welcher die Sorge des Hirten in das Leiden für die Herde und in das Mitleiden mit der Herde hineinstellt.

In all diesen und vielen anderen neutestamentlichen Texten ist nichts von hierarchischem Triumphalismus oder autoritärer Überheblichkeit zu spüren, wohl aber von einem besonderen Auftrag hingebungsvoller, einheitsstiftender Leitung und einer Indienstnahme für das Evangelium, die ihren Grund in der besonderen Sendung durch Christus hat und nicht einfach in einer Delegation durch die Gemeinde oder in einer rein soziologisch geforderten Leitungsfunktion gründet. So wird uns gesagt: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch“ (*Joh* 20,21); und: „Der gute Hirt gibt sein Leben hin für die Schafe“ (*Joh* 10,11). Dieses Wort, das auch für diejenigen gilt, die in der Nachfolge des Guten Hirten stehen, würde

seines Ernstes beraubt, wenn man sich in einer Haltung des Leiden-Müssens selbst gefiele.

Der neutestamentliche Hirtendienst hat den Auftrag, sich darum zu *mühen*, daß die Herde Gottes zusammengebracht und zusammengehalten wird und von seiner Liebe durchdrungen bleibt. So versteht sich Paulus als einer, der von neuem Geburtswehen erleidet, bis Christus in der ihm anvertrauten Gemeinde Gestalt annimmt (*Gal 4,19*).

Die Art und Weise, wie sich die Ausübung dieses Hirtendienstes vollzieht, ist vor allem die Verkündigung des Wortes Gottes, in dem Gott sich den Menschen mitteilt und sie zur Lebenseinheit mit sich und untereinander bewegt. In seiner Fülle ist das Wort Gottes in Jesus Christus erschienen, es wurde den Aposteln anvertraut und bleibt auch nach der apostolischen Zeit weiter angewiesen auf den beauftragten Zeugen. Und so hebt denn auch das Zweite Vatikanum die Wortverkündigung als erste Aufgabe des Dienstes hervor.¹⁰

Da aber das Wort Gottes nicht nur Lehre, Mitteilung, Offenbarung ist, sondern auch Tat, Ereignis und Geschehen, erreicht es seinen Höhepunkt in den Sakramenten: Ein Stück unserer Welt bzw. eine Situation unserer Geschichte wird durch die Wirkkraft des Wortes Gottes und seines Geistes verwandelt und so zum sakramentalen Heilsereignis, durch das die *communio* Gottes mit den Menschen und der Menschen untereinander anhebt (Taufe), gestärkt wird (Firmung), ihre Mitte und Vollendung findet (Eucharistie), neu zustandekommt (Buße) oder auf bestimmte Lebenssituationen hin konkretisiert wird (Krankheit/Tod/Ehe/kirchliche Leitung). Deshalb gehört zur Aufgabe des Amtes auch die Spendung der Sakramente, zumal der Vorsitz bei der Feier der Eucharistie. Gerade in ihr vollzieht sich das tiefste Geheimnis der *communio*-Werdung.

„Ist das Brot, das wir brechen, nicht Teilhabe am Leib Christi? *Ein* Brot ist es. Darum sind wir viele *ein* Leib; denn wir alle haben Teil an dem einen Brot“ (*1 Kor 10,16-17*). Indem die Vielen, die einzelnen und oft vereinzelt Glaubenden, den Leib Christi empfangen, der Leib Christi aber Haupt *und* Glieder umfaßt, werden sie einbezogen in das Mysterium der Einheit, der Einheit mit Christus, aber auch der Einheit untereinander. Deshalb empfangen die Glaubenden in der Kommunion – wie Augustinus in kühner Weise sagt – ihr „eigenes Geheimnis“: „Empfangt, was ihr seid: Leib Christi.“¹¹

So wird die *communio* der Kirche am intensivsten in der Eucharistie sowohl gestiftet als auch dargestellt. Darum liegt hier auch der tiefste Grund, warum dem Priester der Vorsitz in der Feier der Eucharistie vorbehalten

ist: Derjenige, der den besonderen Auftrag und die sakramentale Sendung empfangen hat, den „ekklesialen Leib Christi“, d. h. die Kirche, als Hirt zu leiten, ist damit auch beauftragt, die Leitung jenes Geschehens zu übernehmen, in dem der eucharistische Leib Christi gefeiert wird und in dem Christus selbst der eigentliche Gastgeber der Feier ist, dargestellt vom Priester, der aufgrund der Priesterweihe „in persona Christi“ handelt.

Dieser Zusammenhang zwischen ekklesialem und eucharistischem Leib Christi trat im Wortgebrauch der frühen Kirche noch deutlicher hervor, da hier der „*wahre Leib Christi*“ die Bezeichnung für die Kirche war, während der eucharistische Leib Christi „*mystischer Leib Christi*“ genannt wurde. Erst im Mittelalter kehrte sich dieser Sprachgebrauch um, da man allein die Eucharistie als den „wahren Leib Christi“ betrachtete, die Kirche dagegen als seinen „mystischen Leib“. In dieser Umkehrung sowie in der manchmal nur figurativ-allegorisch verstandenen Redeweise von der Kirche als „mystischem Leib Christi“ liegt der Grund, daß das Bewußtsein des tiefen Zusammenhangs von Eucharistie und kirchlicher Einheit mehr und mehr verlorenging und damit auch die Zuordnung von priesterlichem Dienst der Leitung und Vorsitz in der Feier der Eucharistie nicht mehr lebendig blieb.

Seine Hirtenaufgabe übt der Priester auch durch die Hinwendung zu den Schwachen, den Armen und Rechtlosen aus. Nicht nur im Wort, in den Sakramenten und im Gebet, sondern gerade in den Armen begegnet er Christus.¹² Bei Ezechiel wird die Hirtensorge Gottes so beschrieben: „Die verlorengegangenen Tiere will ich suchen, die vertriebenen zurückbringen, die verletzten verbinden, die schwachen kräftigen, die fetten und starken behüten“ (Ez 34,16).

Das II. Vatikanische Konzil sagt ausdrücklich, daß das Amt, das der Herr den Hirten seines Volkes übertragen hat, „ein wahres Dienen“ ist (*Lumen Gentium*, Nr. 24). Daher könnte an vielen Stellen dieses Schreibens sinnvollerweise statt vom priesterlichen Amt auch vom priesterlichen Dienen gesprochen werden.

So gehören Hirtendienst der Einheit, Verkündigung des Wortes, Feier der Sakramente und Bruderdienst innerlich zusammen. Alle miteinander verflochtenen Größen machen die Gestalt des priesterlichen Amtes aus. Dennoch ist damit erst in sehr allgemeiner Form das Gelände für das Selbstverständnis und die Ausübung des priesterlichen Dienstes abgesteckt. Die Fragen, die sich darüber hinaus heute stellen und so manchen belasten, richten sich auf die *konkrete* Weise, wie sich das priesterliche Tun gegenwärtig und in Zukunft zu vollziehen hat.

Für solche *Konkretionen* in der heutigen und mittelfristig absehbaren Situation möchten wir im folgenden einige Rahmenbedingungen erörtern und daraus sich ergebende Problemfelder und Fragebereiche nennen. Sie, liebe Mitbrüder, bitten wir darum, in Ihren Gesprächen weiter zu überlegen, ob und inwieweit diese Umrisse unserer gegenwärtigen und künftigen Situation zutreffen und welche konkreten Konsequenzen sich daraus ergeben könnten und müßten. Die konkrete Gestalt des Dienstes und seiner Tätigkeit kann wohl nur Ergebnis eines gemeinsamen Suchens sein, indem die Vision einerseits und bereits erprobte Erfahrungen andererseits zueinander in Beziehung gebracht werden. Auch wir Bischöfe wissen uns herausgefordert, die Schwierigkeiten dieses Prozesses mitzutragen.

5. Überlegungen und Fragen zur konkreten Ausübung des priesterlichen Dienstes

Die konkrete Gestalt unseres priesterlichen Dienstes steht in enger Entsprechung zur konkreten Gestalt der Kirche. Diese ist aber allem Anschein nach mit der Gesellschaft, in der sie eingebettet ist, in einem grundlegenden Wandel begriffen. Dieser Wandel geschieht nicht synchron an allen Orten gleich. Auf dem Lande, im dörflichen Milieu wird er sich vielleicht weniger schnell vollziehen als in den Städten; und in traditionsgebundenen Regionen wird er anders vor sich gehen als in industrialisierten Zonen. Aber der Prozeß des Umbruches wird mit einiger Sicherheit in wenigen Jahrzehnten wohl alle Regionen erfaßt haben. Auch wenn wir nicht genau wissen können, wie die künftige Gestalt der Seelsorge aussehen wird – gerade die unvorhergesehenen politischen Ereignisse der letzten Jahre sollten uns vor allzu sicheren Prognosen warnen –, so lassen sich doch bestimmte Entwicklungslinien erkennen und mit mehr oder minder großer Wahrscheinlichkeit in die Zukunft hinein ausziehen. Mit aller gebotenen Vorsicht gesagt, sollten wir vor allem zwei Punkten besondere Aufmerksamkeit widmen:

Erstens: Die Zahl der kirchlich Praktizierenden hat in den letzten Jahren abgenommen, und realistischerweise müssen wir annehmen, daß dieser Trend mittelfristig anhält. Denn die kontinuierliche Weitergabe des Glaubens und der Prozeß des selbstverständlichen Hineinwachsens in die Kirche ist, wie der Blick auf die in unseren Gemeinden zu einem großen Teil fehlenden bzw. wegbleibenden Kinder und Jugendlichen zeigt, in hohem

Maße unterbrochen. Die Neuevangelisierung Europas, zu der der Papst aufruft, kann keine Wiederholung der Erstevangelisierung sein, bei der sich (zumindest in unserem Land) ganze Völker der Kirche anschlossen. Ein neues Interesse am christlichen Glauben wird unter heutigen gesellschaftlichen Bedingungen vermutlich besonders die einzelnen, bestenfalls viele einzelne und überschaubare Gruppierungen erfassen.

Zweitens: Damit verändert sich jene Gestalt von Kirche, nach der sie mit der umgebenden Gesellschaft mehr oder minder deckungsgleich war und in welcher sie einen bedeutenden, ja bestimmenden Faktor darstellte. Zu diesem Gestaltwandel sagte in einem Rückblick auf fünfzig Jahre Priesterleben der verstorbene Spiritual Johannes Bours: „Wenn ich gefragt werde, was in den 50 Jahren mich am tiefsten als Problem berührt und beschäftigt hat, dann werde ich zur Antwort geben: Das war für mich persönlich nicht die Nazizeit und nicht der Krieg, sondern der rapide und fast totale Glaubensabbruch in den letzten 20 Jahren.“¹³ In der Tat, wenn nicht alles täuscht und eine ganz unvorhersehbare Wende eintritt, wird sich für die Kirche in unserem Land die Situation der Diaspora vermehren. Wie sich allerdings der Trend zu einer allgemeinen „Religiosität ohne Verbindlichkeit“ auswirken wird, bleibt noch völlig offen.

Diese Prognose sollte uns keineswegs in Resignation stürzen. Im Gegenteil! Wir sollen die pastorale Situation zwar nüchtern, aber dennoch auch als Chance sehen. Die Zukunft liegt in Gottes Hand! Wenn eine kleine entschiedene Schar von Jesus-Jüngern damals eine Ausstrahlungskraft für die ganze Welt besaß, warum sollte es uns, wenn auch unter anderen Bedingungen und in anderer Gestalt, nicht möglich sein, den Glauben bei vielen neu einzupflanzen? Freilich stellen sich hierzu sofort eine Reihe tiefreichender Fragen. Es läßt sich kaum leugnen, daß bei nicht wenigen von uns eine große Ratlosigkeit darüber herrscht, wie denn unter den Bedingungen unserer heutigen Welt und Gesellschaft ein überzeugendes, vom Evangelium geprägtes Leben aussehen kann und soll. Der Pluralismus und die Komplexität gegenwärtigen Lebens sowie das allmähliche Auseinanderbrechen der lange bestehenden Symbiose von Kirche und Gesellschaft läßt viele bisherige Formen, das Evangelium zu verwirklichen, fragwürdig oder unwirksam oder gar unwirklich erscheinen. Das gilt für den persönlich-privaten Bereich so gut wie für den öffentlich-gesellschaftlichen. Vom Glauben geprägtes kirchliches und alltägliches Leben, gläubige Weltsicht und gesellschaftliche Erfordernisse und Zwänge klaffen weit auseinander. Wie also sieht heute das Leben eines Christen aus, der sich mitten in der

Welt am Evangelium orientieren möchte? Vielleicht finden wir eine Antwort, wenn wir Priester und Bischöfe gemeinsam mit den übrigen Mitchristen auf die Suche gehen, damit wir auch konkrete Zielvorstellungen für den Aufbau einer Gemeinde und für die Schwerpunkte unserer seelsorglichen Tätigkeit aufstellen.

Als grobes Raster für ein künftiges Bild von Kirche und christlicher Existenz wollen wir im folgenden eine Reihe von Gesichtspunkten erörtern und zur Diskussion stellen.

Es muß zunächst darum gehen, daß wir all unsere Kraft auf die Authentizität eines Lebens aus dem Glauben richten. Das bedeutet: wir müssen in der Gemeinde lebendige Zellen formen und Menschen zusammenführen, die suchen und fragen, wie sie das Evangelium leben können. Dabei hat der Priester wohl eher die Rolle eines geistlichen Begleiters. Die Gemeinde selbst aber sollte sich gleichzeitig in zwei Richtungen bewegen: Einerseits geht es darum, eine „Kerngemeinschaft“ zu bilden bzw. sie zu bestärken; andererseits findet diese Gemeinschaft ihre Identität nur, wenn sie sich für das Gesamt der Kirche mitverantwortlich fühlt und jenen Menschen zuwendet, die am Rande stehen. Viele Beispiele der Kirchengeschichte zeigen, daß sich Aufbruch und neues Leben nicht durch den andauernden Blick nach innen und auf die eigenen Strukturen („Nabelschau“), sondern in der Christusnachfolge hin zu den Geringsten ereignen. In einer solchen Gemeinde wird ein Priester dadurch Hirte sein, daß er seine ganze Kraft auf die Verkündigung des Wortes Gottes richtet, daß er Charismen und Befähigungen zu gegenseitigem Dienst entdeckt, daß er Glaubenserfahrungen initiiert, daß er suchende Menschen geistlich begleitet und daß er die Verbindung mit dem Bischof und dem Nachfolger Petri aufrechterhält. Ziel all dessen sollte es sein, die Menschen im Glauben zu bestärken, ihnen Hoffnung zu vermitteln und sie zur Liebe zu befähigen. Unter dieser Perspektive müssen wir fragen: Welche Schwerpunkte sollen wir im einzelnen in unserer pastoralen Tätigkeit und für die Ausbildung künftiger Priester setzen? Welche bisher üblichen Aufgaben, Einsatzgebiete und Verpflichtungen müssen gelassen werden? Müssen wir Kindergärten, Krankenhäuser und Beratungsstellen verringern? Welche Trägerformen müssen wir verändern? Wie steht es mit der Häufung von Messen, mit der Praxis von zwei oder mehr Osternachtsfeiern? Können wir das so weiterführen, obwohl bei der großen Mobilität fast jeder leicht Nachbarkirchen erreichen kann? Ohne eine „Spiritualität des Neinsagens“¹⁴ um eines größeren und wichtigeren Ja willen wird dies kaum zu bewerkstelligen sein.

Natürlich kann und darf der christliche Glaube sich nicht darin erschöpfen, Kerngemeinden zu bilden. Der Glaube hat wesentlich eine Sendung zur Welt. Ja, jede christliche Gemeinde hat darin sogar ihren letzten Sinn, daß sie im Dienst der Sendung Jesu Christi steht, der die ganze Welt erfassen will. Nicht von ungefähr haben die Evangelien als Ziel die Sendung in die Welt. Kleine Gemeinden und Gemeinschaften haben dagegen die Tendenz, sich mit einem überschaubaren, abgeschlossenen Innenleben zufrieden zu geben; sie suchen Wärme beieinander und scheuen die Kälte des Fremden und des Draußen. Deshalb ist von unserem Hirtendienst ein entschiedener Einsatz dafür gefordert, die Gemeinde unerbittlich auf ihre Verantwortung für die Welt und ihre Sendung in alle Bereiche der Welt hinein hinzuweisen. Aber wie?

Hier sehen wir Bischöfe drei wichtige Gesichtspunkte:

Erstens: Die Sendung zur Welt wird in Zukunft vermutlich in besonderem Maß über das Lebenszeugnis einer Gemeinde und über einzelne Christen laufen, die an der Stelle, an der sie kraft Neigung, Berufung und Fähigkeit stehen, das Evangelium bezeugen. Deshalb ist zu überlegen, welche Befähigung wir diesen Mitchristen zu vermitteln haben, so daß sie in den pluralistisch-unüberschaubaren Zusammenhängen der heutigen Welt das Evangelium leben und zur Geltung bringen können. Dabei werden aber kirchliche Institutionen und Verbände auch weiterhin eine wichtige Rolle spielen.

Zweitens: Die verschiedenen Gemeinschaften und Gruppierungen einer Gemeinde werden ihre Sendung zur Welt auch darin wahrzunehmen haben, daß Menschen zu ihnen gehören, die zum Glauben und zum entschiedenen Mittun in der Kirche noch unterwegs sind, Menschen, die nur irgendwie ein Interesse am christlichen Glauben und an der Kirche haben oder auch nur eine vage religiöse Sehnsucht. All diese müssen in der Großgemeinde ihren Platz finden und entsprechend ihrem Wollen und Können mitarbeiten dürfen. Haben wir dafür Räume und Möglichkeiten? Jedenfalls sollten sie nicht durch ein „Entweder-Oder“ herausgetrieben werden. Als Kirche sind wir eine Weggemeinschaft von Glaubenden, und die Gemeinde muß all die stützen und fördern, die bewußt Weggefährten im Glauben für andere sein wollen. Wer nur locker mit der Kirche verbunden ist, braucht um so notwendiger Anstöße, die aus dem inneren Kreis der Gemeinde kommen.

Es ist sofort hinzuzufügen, daß nicht selten entscheidende Impulse für eine neue Praxis im Sinne Jesu von denen, die draußen zu stehen schienen, in die Kirche eingingen. Wir haben von der Tatsache auszugehen, daß es in zunehmender Zahl suchende Menschen gibt, die nicht zum inneren Kreis einer Gemeinde gehören und doch den Kontakt mit der Kirche nicht aufgeben wollen.

Von ihnen her ergibt sich eine Reihe von Fragen, insbesondere bezüglich der sakramentalen Praxis der Zukunft. Wir werden die Menschen in ganz spezifischer Weise begleiten müssen und sie einladen, die in den Sakramenten uns entgegengestreckte Hand Gottes zu ergreifen. Vor allem werden wir ihnen Gottes Güte zu vermitteln suchen und ihnen die Kirche als einladenden Raum erfahrbar machen. Zwischen dieser Grundhaltung und einem leichtfertigen Umgang mit den Sakramenten zu unterscheiden, erfordert vom Seelsorger eine ebenso große Unterscheidungsgabe wie Behutsamkeit.

Wir sollten auch die Frage stellen, ob eine weitergehende sakramentale Mystagogie nicht voraussetzt, daß Menschen in unseren Gemeinden Erfahrungsräume des Christlichen finden, wo sie mitleben und mitarbeiten können, um so im Vollzug gelebten Glaubens auch Zugang zu dessen Mysterien zu haben.¹⁵

Drittens: Auch in unserer heutigen Welt gibt es ein religiöses Sehnen (nicht selten in säkularisierter Form), d. h. ein Bedürfnis nach Transzendenz, Sinnerschließung und Sakralität. Die Tatsache, daß selbst religionslose sozialistische Gesellschaften bei bestimmten Anlässen (Jugendinitiation, Eheschließung, Begräbnis) nicht ohne ein Quasi-Ritual auskamen, belegt dies sehr anschaulich. Müssen wir nicht hier auch neue Mittel und Wege suchen, ohne Verrat an der Unbedingtheit des christlichen Glaubens und an den Sakramenten als Zeichen des Glaubens das religiöse Bedürfnis der Menschen aufzugreifen und diesem wenigstens eine Richtung auf Jesus Christus hin zu geben? Gehört es also nicht auch zur Präsenz und Sendung der Kirche in der Welt, daß sie sich der „diffusen Religiosität“ annimmt und dieser etwa durch Segnungen, Sakramentalien und religiösem Zuspruch entgegenkommt?

Die Erörterung dieser Fragen zur konkreten Ausübung des Dienstes haben bisher noch zu keinen eindeutigen Ergebnissen geführt, und das konnte auch nicht anders sein. Vieles ist heute ins Wanken gekommen, zu unterschiedlich sind die Ausgangsbedingungen in den einzelnen Gemeinden und Regionen. Doch sollten alle miteinander sprechen und dabei nicht nur

nach rückwärts sehen und beklagen, daß überkommene Formen der Seelsorge oft keine Kraft mehr besitzen, sondern nach neuen Wegen Ausschau halten. Wir alle haben das gleiche Ziel, uns selbst vom Evangelium bewegen zu lassen und Menschen auf den Weg des Evangeliums hin zu versammeln. Mag sich dabei auch die äußere Gestalt unserer Kirche, unserer Gemeinden sowie unseres priesterlichen Dienstes ändern: wesentlich ist, daß durch unseren Dienst auch heute und in Zukunft das geschieht, was wir so oft im Lied besingen: „Gott führt sein Volk zusammen...“

6. Zur Lebensgestalt priesterlicher Existenz

Besondere Probleme gibt, wie wir sahen, vielen Mitbrüdern die priesterliche Lebensform auf. Dabei sind die Schwierigkeiten des Priesters oft nicht von prinzipiell anderer Natur als die vieler engagierter Christen, für die sich gleichfalls die Fragen stellen: Wie kann ich in der heutigen Welt als Christ leben? Wie kann ich Zeiten zu Gebet und zum Hinhören auf das Evangelium finden? Wo erhalte ich geistlichen Austausch, geistliche Anregung und geistliche Begleitung? Gewiß, für den Priester stellt sich dabei als besonderes Problem der Zölibat, der heute wie selten zuvor in unserem Jahrhundert umstritten ist und in vielerlei Hinsicht zu leiden gibt.

Das *erste* Interesse sollte nicht darin bestehen, fruchtlos über Sein oder Nicht-Sein des Zölibats zu diskutieren, sondern zu fragen: Wie kann er heute sinnvoll verwirklicht werden? Welche Chancen stecken in ihm? Welche Möglichkeiten zu einem erfüllten menschlichen, christlichen und priesterlichen Leben bieten sich in ihm an?

Selbst diejenigen, die heute den Zölibat überwiegend als Last erfahren, haben dazu einmal ja gesagt und wurden dazu berufen. Solche Grundentscheidungen tragen aber nur, wenn es uns gelingt, ihnen in jeder Lebensphase neu zuzustimmen und sie je in neuer Weise zu realisieren. Das Wort an Timotheus „Entfache die Gnade Gottes wieder!“ (2 Tim 1,6) gilt darum nicht nur hinsichtlich des empfangenen Amtsscharismas, sondern in bezug auf jeden Ruf Gottes, ebenso auf den Ruf, zusammen mit dem priesterlichen Dienst auch die Ehelosigkeit zu übernehmen. So bitten wir darum, liebe Mitbrüder, daß Sie sich mit uns neu der Gabe und Aufgabe der Ehelosigkeit um des Reiches Gottes willen stellen. „Ich bin in den Dienst des Feuers genommen. Daß ich anstecke, ist wichtiger als alles. Praktisch bedeutet das, daß ich Zeit, Herz, Leben ungeteilt freihalten soll für das offenbarende und rettende Wort des Herrn, damit es mich selbst erreicht, damit ich es selbst erst lebe, konkretisiere, um es mit meiner Existenz zu

verdeutlichen und so weiterzusagen. Und das wohl ist Sinn auch meines Zölibats: daß ich die brennende Erwartung einer Wirklichkeit, die alles im hiesigen und vorläufigen erfahrbare Glück überbietet, wachhalte.“¹⁶

So gesehen ist der Zölibat ein Geschenk, das wir empfangen haben für uns selbst, aber vor allem auch, um es einzusetzen in den Dienst an unseren Brüdern und Schwestern. Dies als etwas Glückendes und Beglückendes zu erfahren, ist heute nicht einfach. Doch wer sich immer wieder um eine persönliche Begegnung mit Jesus Christus, dem Auferstandenen und uns Sendenden, bemüht, kann auch dessen innwerden, daß die Ehelosigkeit „in den Dienst des Feuers“ stellt, daß sie im eigenen Herzen die Sehnsucht auf eine Erfüllung wachhält, die nur der Herr zu geben vermag, und daß sie die Chance größerer Freiheit für den Einsatz an den uns anvertrauten Menschen schenkt.

Täglich dürfen wir dem Herrn begegnen. Im Stundengebet weiten wir unseren Blick und werden Fürbitter für die Welt; die Psalmen sprechen die großen und kleinen Belange des Lebens an und künden Gottes Nähe in Freud und Leid, in Glück und Unglück. Wer gelernt hat, sich auf diese Gedanken immer wieder einzulassen und das Erlebte damit zu verbinden, der wird aus den vereinnahmenden Sorgen des Augenblicks herausgeholt und „in die Weite geführt“ (*Ps* 18,20). Daneben helfen uns auch andere Formen des Betens, den Alltag zu heiligen, wie z. B. das Stoßgebet, die *Visitatio* vor dem eucharistischen Herrn oder die betende Auswertung des Tages. Diese wenn auch kurzen Kontakte mit dem Herrn lassen uns in dem Bewußtsein leben, daß der Herr es ist, der das Haus unseres Lebens baut – sonst bauen die Bauleute vergebens (vgl. *Ps* 127,1).

Wir wollen nicht harmonisierend beschwichtigen. Der Zölibat bedeutet zunächst einmal „Verzicht auf Geborgenheit, Anerkennung und Liebe, der dem Ehelosen zu schaffen macht, und das um so mehr, als die Anonymität der Gesellschaft zunimmt und der einzelne – zumal der junge Priester – kein selbstverständliches Zuhause hat.“¹⁷ Und es ist auch richtig: „Man muß die Glaubenswahrheit vom ewigen Leben schon tief ergründen, und man muß eine gesunde Skepsis gegenüber allen Humanismen an den Tag legen, wenn man ein Leben wählt, das im Fragment verbleibt. Ehelosigkeit wird, wenn man es recht besieht, ausgelitten.“¹⁸

Mit diesem Stichwort Leiden ist aber nicht eigentlich etwas Negatives gesagt, sondern ein positives Ziel hervorgehoben. Denn Leiden „sollte den Ehelosen in die Nähe zu all jenen Menschen rücken, die an der Last ihres Lebens schwer tragen, zu den Leidenden, an den Rand Gedrängten, zu jenen, die niemals die Erfahrung der Liebe machen durften, zu den Gescheiterten aller Art, zu den Kranken. Der Ehelose ist für sie ein Zei-

chen der Hoffnung, daß auch ein Leben im Fragment menschlich und mit Würde bestanden werden kann, eine stille, unaufdringliche Geste der Brüderlichkeit... Viel zu wenig wird bedacht, daß auch der Verheiratete über weite Strecken seines Lebens an der Ehelosigkeit teilhat. Die Zeit der Ehe ist davon nicht ausgenommen. Keine eheliche Gemeinschaft ist so gelungen und so intensiv, daß nicht auch Räume des Unausgefüllten zurückblieben. Menschen können einander nur in Gott lieben, und das heißt, auf Hoffnung hin.¹⁹ An der Seite der Armen und Leidenden sowie der Menschen, deren Partnerschaft in der Krise steht, mißglückt oder gar scheitert, und für sie sich einsetzend, stehen auch die eigenen Krisen und Anfechtungen in einer anderen Perspektive. Sie können zu Zeichen solidarischen Mitseins und stellvertretender Hoffnung werden.

Mit Sicherheit kann der Zölibat – und das sollte auch in der Seminarerziehung ohne jeden Zweifel deutlich werden – nicht mit zusammengebissenen Zähne übernommen und gelebt werden, gleichsam als Preis, den man für die Weihe bezahlt. Er läßt sich nur leben im bewußten Einsatz für Gott und sein Reich, das in der *communio* der Glaubenden sichtbar beginnen möchte. Natürlich sind mit diesen Überlegungen die Probleme, wie denn der Zölibat heute lebbar ist, nicht schon beseitigt. Auch darüber sollten wir offen miteinander sprechen, uns zugleich aber auch mitteilen, was uns hilft, die Schwierigkeiten in diesem Bereich zu überwinden.

Zu einem gelingenden zölibatären Leben gehören freundschaftliche Beziehungen und die Verbundenheit mit Menschen, denen wir uns anvertrauen können. Priestersein heißt nicht ein Insel-Dasein führen. Auch Jesus rief seine Jünger nicht aus der Familie heraus, um sie zu isolieren, sondern um sie als seine neue Familie zu sammeln. Diese neue Familie ist gewiß zunächst einmal die Gemeinde, in der der Priester den Hirtendienst ausübt und Mitchrist unter Mitchristen ist. Aber sind unsere Gemeinden wirklich Räume gemeinsamen Lebens, in denen man miteinander den Weg der Nachfolge Jesu gehen kann, Räume, in denen einer den anderen trägt? Nur so können sie auch für den Priester bergender Lebensraum sein. Wo dies nicht der Fall ist, wird die Krise der Gemeinde auch leicht zur eigenen Krise.

Als Priester stehen wir aber nicht nur mit den Christen in unseren Pfarreien in Gemeinschaft, sondern als Geweihte und besonders Beauftragte gehören wir im Presbyterium mit unseren Mitbrüdern zusammen.

Hinter der Wirklichkeit des Presbyteriums stehen Urideen des Evangeliums. Schon Jesus sandte seine Jünger zwei und zwei vor sich her, damit sie zu zweit, also kollegial, das Reich Gottes in Wort und Tat bezeugen. Er ruft

seine Jünger zwar aus alten menschlichen Bindungen heraus, stellt sie aber gleichzeitig in die neue Familie seiner Brüder und Schwestern hinein. Durch den Heiligen Geist wurde ihnen am Pfingsttag die Einmütigkeit der Sendung an der Welt geschenkt, die sich in der Kirche durchhalten soll. So üben auch die Hirten ihren Dienst solidarisch aus. „Im Neuen Testament wird hingewiesen auf gegenseitige brüderliche Besuche (*Apg* 21,17-18; *Gal* 2,1-10), auf den Austausch von Briefen (*Kol* 4,16), auf die Aussendung von Amtsträgern in neu entstehende Gemeinden (*Apg* 11,19-26; 13,1-3), auf Kollekten zugunsten von notleidenden Kirchen (*2 Kor* 8-9), auf gegenseitige Absprachen, um zu gemeinsamen Entscheidungen zu kommen (*Apg* 15,1-35).“²⁰

Diese wenigen Hinweise zeigen, daß der besondere geistliche Dienst der Einbindung in eine Gemeinschaft bedarf. Daraus entwickelte sich folgerichtig die Einsicht: Der Priester steht im Presbyterium und in der Gemeinde, der Bischof im Presbyterium und im Bischofskollegium.

Gewiß, der primäre Sinn der kollegialen Struktur des Amtes besteht darin, die durch den Vorsteher repräsentierte Einzelgemeinde oder -diözese in das Ganze der kirchlichen *communio* einzugliedern. Aber Kollegialität bedeutet *auch*, daß der einzelne Amtsträger in seiner Gemeinde tätig ist als jemand, der in der brüderlichen Gemeinschaft der übrigen amtlich beauftragten Jünger Christi eingebunden ist und gerade so auf den Herrn und Meister der Jüngerschaft verweist und auf das Ziel aller Wege Gottes: die allumfassende *communio* zwischen Gott und den Menschen sowie der Menschen untereinander.

An dieser Stelle möchten wir erinnern, daß wir uns denen, die oft unter tragischen Umständen den Dienst verlassen haben, verbunden wissen. Wir dürfen sie nicht abschreiben, sondern sollten sie zumindest durch unsere Kontakte die Gemeinschaft spüren lassen.

Im Zweiten Vatikanischen Konzil wurde mit großem Nachdruck auf die Bedeutung des Presbyteriums hingewiesen, ohne daß diese Anregungen seither in größerem und intensiverem Maße in die Wirklichkeit umgesetzt wurden. Darum möchten wir die wichtigsten Sätze über das Presbyterium hier noch einmal anführen:

„Die Älteren [mögen] die Jüngeren wahrhaft als Brüder annehmen und ihnen bei den ersten Arbeiten und Schwierigkeiten ihres Dienstes zur Seite stehen. Ebenso seien sie bemüht, deren – wenn auch von der eigenen verschiedene – Mentalität zu verstehen und ihr Beginnen mit Wohlwollen zu

fördern. Die Jungen mögen in gleicher Weise das Alter und die Erfahrung der Älteren achten, mit ihnen Fragen der Seelsorge besprechen und willig zusammenarbeiten. Der Geist der Bruderliebe verpflichtet die Priester, die Gastfreundschaft zu pflegen, Gutes zu tun und ihre Güter zu teilen, wobei ihre besondere Sorge den kranken, bedrängten, mit Arbeit überlasteten, den einsamen, den aus ihrer Heimat vertriebenen Mitbrüdern gelten soll sowie denen, die Verfolgung leiden. Sie sollen sich auch gern und mit Freude treffen, um sich zu erholen, in Erinnerung an die Worte, mit denen der Herr selbst die müde gewordenen Apostel einlud: ‚Kommt her, ihr allein, an einen einsamen Ort und ruht ein wenig aus‘ (Mk 6,31). Damit die Priester darüber hinaus im geistlichen Leben und für die Erweiterung ihrer Kenntnisse aneinander Hilfe haben, damit sie besser in ihrem Dienst zusammenarbeiten können und vor Gefahren geschützt sind, die vielleicht dem Einsamen drohen, soll das gemeinsame Leben oder eine Art Lebensgemeinschaft unter ihnen gefördert werden... Schließlich werden sich die Priester, aufgrund der gleichen Gemeinschaft im Priestertum, in besonderer Weise denen gegenüber verpflichtet wissen, die unter irgendwelchen Schwierigkeiten leiden... Mit brüderlicher Liebe und großer Herzengüte sollen sie aber denen zur Seite stehen, die in irgendwelchen Punkten versagt haben; für sie müssen sie sich mit inständigem Gebet bei Gott verwenden und sich ihnen gegenüber stets als wahre Brüder und Freunde erweisen“ (*Presbyterorum ordinis*, Nr. 8).

Von diesen hier angesprochenen Vorstellungen sind wir gewiß noch ein großes Stück entfernt. Wäre es aber nicht an der Zeit, einen neuen Schritt zur Verwirklichung zu unternehmen – nicht nur, um den Schwierigkeiten zölibatären Lebens besser begegnen zu können, sondern *auch* um so neue Hilfe, neue Ermutigung, neues Vertrauen zu empfangen? Wir brauchen Orte des offenen Gespräches und Räume des Vertrauens. Wir wissen, daß gerade dazu auch wir Bischöfe unseren Beitrag leisten müssen.

Der eben zitierte Text führt uns zu einem letzten wichtigen Punkt, der Frage nach der Lebensform der Priester. Es „soll das gemeinsame Leben oder eine Art der Lebensgemeinschaft unter ihnen gefördert werden...“ (*Presbyterorum ordinis*, Nr. 8). Die Schwierigkeiten, die es für viele Priester hinsichtlich eines eigenen Haushaltes mit einer Haushälterin gibt, sind bekannt und brauchen hier nicht wiederholt zu werden; nur wenige Alternativen zu dieser Lebensform, die vermutlich auch in Zukunft noch Bedeutung haben wird, sind bisher genügend erprobt. Wo Priester keinen eigenen Haushalt mehr führen können und sich mehr oder minder allein im Pfarrhaus durchschlagen, entstehen meist neue Probleme: Wenn solche alleinstehenden Priester nach Hause kommen, finden sie ein leeres, nicht

selten kaltes und ungepflegtes Zuhause. Auch Besucher merken dies: Das Pfarrhaus wird oft als unfreundlich empfunden, jedenfalls nicht als ein Haus, in dem man gern zu Gast ist. Das färbt auch auf den Priester selbst ab: Manche haben kein Daheim und empfinden das auch. So ist es kein Wunder, daß in dieses Defizit hinein, das viele auf Dauer nicht aushalten, Ersatzbeheimatungen kommen, z.B. häufiger Besuch in bestimmten Familien oder Gruppen.

Angesichts dieser Schwierigkeiten, aber auch im Blick darauf, daß besondere Zeugenschaft für das Evangelium in der *communio* zu geschehen hat, empfiehlt sich auch ein communaler Stil für die Lebensweise des Priesters. Um nicht mißverstanden zu werden: Es wird immer Priester geben, die Einzelkämpfer sind. Manche möchten und können so leben. Die Frage ist nur, ob das die normale priesterliche Berufung sein kann, ob nicht viele darin überfordert sind und es auch deshalb bisweilen zu ausweglosen Schwierigkeiten kommt. Von hier aus sollten wir uns intensiver mit den verschiedenen Weisen einer *vita communis* auseinandersetzen, die – wie wir gesehen haben – auch das Zweite Vatikanische Konzil warm empfiehlt. Ebenso gehört die Zugehörigkeit zu Priestergemeinschaften in diesen Problembereich hinein. Eigentlich sollte jeder Priester – zumal auch dann, wenn er sich nicht in eine Priestergemeinschaft eingliedern möchte – bei einem oder zwei anderen Mitbrüdern regelmäßigen Gesprächskontakt suchen, selbst wenn dafür weite Wege notwendig sind. Da die üblichen Begegnungen im normalen Konveniat zwar auch zukünftig wichtig sein werden, aber bisweilen in Gefahr stehen, konventionell zu erstarren, sind mannigfaltige Kontakte zwischen befreundeten Priestern zu empfehlen: Ferien und Rekolektionen im kleinen Kreis Gleichgesinnter, gemeinsames Erleben von Natur und Kultur und ähnliches. Auch die regelmäßige Verbindung zu einem Kloster kann einen Priester geschwisterliches Vertrauen und Geborgenheit erfahren lassen, die leiblich und seelisch aufrichten.

Es mag zunächst überraschen, wenn in diesem Zusammenhang auch die geistliche Bedeutung der Mutter unseres Herrn für die priesterliche Existenz erwähnt wird. Doch wie „*Lumen Gentium*“ Maria zur Sprache bringt im Kontext der Kirche, so gehört sie auch um ihrer besonderen Stellung in der *communio sanctorum* willen in den Lebenskreis priesterlicher Existenz. In Maria ist jenes Ja Gottes zur Menschheit und jenes Ja der Menschheit zu Gott grundlegend gesprochen, dessen Zeuge und Diener der Priester ist. Wie sie dieses Ja nicht nur für sich selber, sondern für alle bezeugt und spricht, so ist auch priesterlicher Dienst in dieses Dasein Gottes für alle und in das Dasein aller vor Gott eingefügt. Es gehört zu je-

nem Sich-Anvertrauen Jesu an die Jünger, die er in seinen Dienst an der Kirche ruft, daß er ihnen auch seine Mutter schenkt und anvertraut (vgl. *Joh 19,27*). Für viele Priester vieler Generationen und recht unterschiedlicher Prägung ist das Leben mit der Mutter des Herrn zu einer tragfähigen Hilfe geworden, Gemeinschaft mit dem Herrn und Gemeinschaft im Herrn zu leben.

So gibt es viele ermutigende Perspektiven gerade auch für die Lebensgestaltung des zölibatären Priesters. Auch hier gilt es, die Augen aufzumachen, um gemeinsam Chancen und Möglichkeiten zu entdecken. Das soll kein billiger Trost sein. Der christliche Realismus weiß darum, daß die gläubige, am Evangelium orientierte Existenz in der Welt letztlich nicht aufgeht, daß sie angefochten bleibt, umgeben von Problemen und Schwierigkeiten, die sich nicht lösen lassen, daß sie auf Widerspruch und Widerstand stößt, von außen, nämlich von der Welt um uns herum und von innen, d. h. von den unbekehrten Zonen des eigenen Herzens. Deshalb gibt es auch keine glatte Antwort auf die Probleme unseres priesterlichen und seelsorglichen Lebens. Es wird darin immer auch das Anstößige, Ärgerliche, Nichtaufgehende des Kreuzes geben. Das gehört zum Leben eines jeden Christen.

7. „Im Kreuz ist Leben“

Wir wollen nicht über alle Schwierigkeiten, auch über die, die sich bei gutem Willen lösen lassen, das Wort vom Kreuz gewissermaßen zur Beschwichtigung sagen. Und doch muß vom Kreuz gesprochen werden, wenn es uns mit einem dem Evangelium gemäßen Dienst und Lebensstil ernst ist. Schon bei der Weihe ließen wir uns zurufen: „Stelle Dein Leben unter das Geheimnis des Kreuzes!“ Wir ließen uns in den Dienst des gekreuzigten Herrn nehmen, der uns in den Schwierigkeiten, die wir auf unsere Weise erfahren, vorangegangen ist: scheinbare Erfolglosigkeit, Ablehnung von seiten der Mitmenschen, Nachstellungen, Enttäuschung, Allein-Gelassen-Werden, Leiden, Erfahrung der Gottesferne. Müssen wir uns eigentlich über solche Erfahrungen wundern, wenn wir das Wort Jesu bedenken: „Der Jünger steht nicht über dem Meister“ (*Mt 10, 27; Lk 6,40; Joh 13,16*).

Ja, gehört es nicht auch zu unserem Priestersein, daß wir die Kreuzeserfahrungen der Menschen, für die wir da sind, mittragen, zumal auch deren Erfahrung der Gottesferne und deren Schwierigkeiten mit dem Glauben?

Viele unserer Mitchristen fühlen sich im Glauben angefochten, können nicht beten. Gott ist für sie oft fern, in ein schweigendes Dunkel gehüllt, ohne erfahrbare Wirkkraft im eigenen Leben. Wenn nun nicht wenige von uns ähnliche Schwierigkeiten bei sich selbst erleben, so dürfen sie sich sagen: Gott mutet mir zu (im doppelten Sinne des Wortes: er nimmt mich in den Dienst, und er verleiht mir dazu Mut), daß ich zusammen mit den Christen, für die ich da zu sein habe, als deren Stellvertreter den Weg des Kreuzes, des Angefochtenseins gehe. So wie Christus selbst, unser Stellvertreter, „in allem seinen Brüdern gleich sein“ (*Hebr 2,17*) mußte, und so wie er „mit lautem Schreien und unter Tränen Gebete und Bitten vor den gebracht [hat], der ihn aus dem Tod retten konnte... durch Leiden den Gehorsam gelernt [hat]“ (*Hebr 5,7-8*), so sind auch wir Priester eingeladen, die Last und das Kreuz, das der Glaube für viele heute bedeutet, mitzutragen.

Im Glauben setzen wir darauf, daß solche und viele andere Weisen der Kreuzeserfahrung nicht das Letzte sind. Das letzte Wort heißt Leben, Leben in Fülle, nicht endende Zukunft, in die all unser Tun, auch die Fragmente unseres priesterlichen Bemühens eingebracht und zur Vollendung geführt werden.

Diese Verheißung der Auferstehung ist nicht Vertröstung auf ein „später einmal“, sondern sie ist jetzt bereits wirkmächtige Gegenwart. Einmal gibt sie die Kraft zum Trotzdem, den Mut zum Durchhalten, das Vertrauen: „Wenn ich schwach bin, dann bin ich stark“ (*2 Kor 12,10*). Und zum anderen leuchtet sie jetzt schon in kleinen, manchmal unscheinbaren Vorzeichen auf. Ist es nicht ein Vorzeichen der Auferstehung, wenn jeden Sonntag viele Menschen, ohne dazu gedrängt zu werden, ja manche gegen den Druck von außen, zum Gottesdienst kommen, in unseren Gemeinden mitarbeiten, Verantwortung übernehmen? Ist es nicht schon ein Stück Auferstehung, wenn junge Menschen, die oft unter ganz gegenteiligen Vorzeichen aufgewachsen sind, trotz allem zum Glauben kommen? Ist es nicht vorweggenommene Auferstehungserfahrung, wenn Menschen in Familien, Gruppen, Gemeinschaften ihren Glauben teilen, miteinander leben, füreinander eintreten? Wieviele Hoffnungszeichen gibt es, wenn wir nur recht zuschauen. „Im Winter wächst das Brot!“ Man erkennt es kaum, und doch: Schiebt man den Schnee beiseite, sieht man, wie darunter eine junge Saat aufgeht.

Kann dies nicht ein Bild für unsere derzeitige Situation sein? Winter und zugleich neues Leben, das es zu entdecken gilt! Tod und Leben, Kreuz und Auferstehung! „Im Tod ist das Leben“, wie es in dem von so vielen gern

gesungenen Lied heißt. Beides zusammen gehört in besonderer Weise zur priesterlich-apostolischen Existenz, wie Paulus sie versteht: „Von allen Seiten werden wir in die Enge getrieben und finden doch noch Raum; wir wissen weder aus noch ein und verzweifeln dennoch nicht; wir werden gehetzt und sind doch nicht verlassen; wir werden niedergestreckt und doch nicht vernichtet. Wohin wir auch kommen, immer tragen wir das Todesleiden Jesu an unserem Leib, damit auch das Leben Jesu an unserem Leib sichtbar wird“ (2 Kor 4,8-10). Tod und Leben, Kreuz und Auferstehung – beides zusammen – und ineinander gefügt! Aber daß das Leben Jesu sich mehr und mehr und einmal ganz durchsetzen wird, auch durch unseren priesterlichen Dienst, das gibt uns letztlich Mut und Kraft, Freude und Hoffnung, Priester zu sein.

Da wir in diesem Brief nicht auf alle sich stellenden Fragen eingehen können, laden wir Sie zum geistlichen und pastoralen Austausch ein. Die Priesterräte in den einzelnen Diözesen und andere – auch informelle – Treffen werden dazu Gelegenheit bieten. Dabei können wir uns alle als Hörende erfahren: im Hören aufeinander und im Hören auf das, was uns der Geist Gottes – auch durch den Mund von Menschen – sagen will.

In brüderlicher Verbundenheit
Die deutschen Bischöfe

Fulda, am Grab des hl. Bonifatius, 24. September 1992

Anmerkungen

- ¹ Spiritual M. Scheuer, *Der Weltpriester und die evangelischen Räte*, in: *Theologische Informationen* 62 (1990) 1-2.
- ² Vgl. *Über das priesterliche Amt. (Die Deutschen Bischöfe, 0.3)*, Bonn 1970.
- ³ Alfred Delp, *Der Mensch im Advent*, Frankfurt 1984, 84.
- ⁴ *Dienst an der größeren Liebe zu Christus*. Schreiben Johannes Paul II. an die Priester „Liebst du mich mehr“ (*Joh* 21,15), mit einem Kommentar von H. U. von Balthasar, Freiburg 1979, 38.
- ⁵ Vgl. *Presbyterorum ordinis*, Nr. 19. Siehe auch G. Heinemann, *Mit jungen Theologen unterwegs zu Gott*, in: K. Hillenbrand/M. Kehl (Hrsg.), *Du führst mich hinaus ins Weite. Erfahrungen im Glauben – Zugänge zum priesterlichen Dienst*. (Festschrift für G. Mühlbrock), Würzburg 1991, 275-276.
- ⁶ J. Wanke, *Communio und Missio. Überlegungen zu Aussagen der römischen Bischofssynode 1971 über das Priesteramt*, in: *Priesterliche Lebensform*, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. (Arbeitshilfen 36), Bonn 1984, 22-23.
- ⁷ Vgl. *Über das priesterliche Amt, a.a.O.*, passim.
- ⁸ Vgl. H. Schürmann, *Die Mitte des Lebens finden. Orientierung für geistliche Berufe*, Freiburg 1979, 24.
- ⁹ H. U. von Balthasar, *Der Priester im Neuen Testament. Eine Ergänzung*, in: *Geist und Leben* 43 (1970) 41.
- ¹⁰ Vgl. *Lumen Gentium*, Nr. 28; *Presbyterorum ordinis*, Nr. 4.
- ¹¹ Augustinus, *De serm. dom.* 272 (PL 38, 1247).
- ¹² „...diese Liebe ist Dienst mit Gott im Abstieg in das Äußere, in das Verlorene, in das Sündige dieser Welt...“ K. Rahner, *Einübung priesterlicher Existenz*, Freiburg 1970, 296.
- ¹³ J. Bours, *Vor einer neuen christlichen Zeitepoche*, in: *Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim, Köln, Osnabrück* 40 (1988) 100.
- ¹⁴ Vgl. dazu eine Reihe von Regeln bei H. Schürmann, *a.a.O.*, 778.
- ¹⁵ Vgl. D. Emeis, *Zwischen Ausverkauf und Rigorismus. Zur Krise der Sakramentenpastoral*, Freiburg, 2. Aufl. 1991, passim.
- ¹⁶ H. Spaemann, *Der Geistliche und der Geist. Vom Geheimnis der „Beziehung“ im Leben und Wirken des Priesters*, in: *Rundbrief der deutschsprachigen Bruderschaften der Priester-Gemeinschaft Jesus-Caritas*, März 1981, 9.
- ¹⁷ K. Demmer, *Kann der Zölibat heute gelebt werden? Gedanken und Fragen aus Anlaß der Bischofssynode*, in: *Herder-Korrespondenz* 44 (1990) 475.
- ¹⁸ *Ebd.*, 475-476.
- ¹⁹ *Ebd.*, 476.
- ²⁰ Gruppe von Dombes, *Das episkopale Amt. Überlegungen und Vorschläge zum Wächteramt und zum Amt der Einheit in der Teilkirche*, in: G. Gassmann/H. Meyer (Hrsg.), *Das kirchenleitende Amt. Dokumente zum interkonfessionellen Dialog über Bischofsamt und Papstamt. (Ökumenische Dokumente 5)*, Frankfurt 1980, 27.